

Interreligiöser Dialog und ethnisches Selbstbewusstsein bei den Kulina

Von Frank Tiss¹

Das **umfassendere Ziel unserer Präsenz als COMIN** (Indianermissionsrat der „Evangelischen Kirche Lutherischen Bekenntnisses in Brasilien“) **bei den Kulina ist, ihnen in einer Weise solidarisch zur Seite zu stehen, die ihnen darin helfe, ihr Leben wieder zunehmend und in allen Bereichen selbst zu determinieren.**

Indigene Völker wie die Kulina, die die wachsende Dominanz der nicht indigenen Gesellschaft in Amazonien überlebt haben, wurden in ihren traditionellen sozialen und ökonomischen Systemen erschüttert und stark verunsichert. Die Indigenen sollen deshalb gestärkt und befähigt werden, Ohnmachts- und Unterlegenheits-Haltungen zu überwinden und eigenständig zu entscheiden, wie sie ihr Leben ihrer Kultur entsprechend in der Gegenwart gestalten wollen. In unserer Mithilfe an dieser Stelle sehen wir die größte Chance, etwas für ihr physisches wie kulturelles Überleben beizutragen.

Berührungen mit Gruppen nicht indigener Menschen haben die Kulina seit mehr als 150 Jahren. Massiv wurde die Konfrontierung seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, als aus dem Nordosten Brasiliens eine Vielzahl von Familien in das südwestliche Amazonien umgesiedelt wurde, um in dieser an Naturkautschuk reichen Region als Gummisammler zu arbeiten. Von den Patronen, den „Kautschukbaronen“, wurden so genannte *correrias* organisiert, bewaffnete Expeditionen, mit denen indigene Gruppen wie die der Kulina beseitigt werden sollten, um eine reibungslose Gummigewinnung sicherzustellen. Hunderte der Kulina, Erwachsene wie Kinder, kamen in Blutbädern zu Tode. Viele reagierten auf dieses Morden mit Flucht in unzugänglichere Gebiete, andere versuchten sich den Invasoren entgegenzustellen. Ein Teil derer, die der Waffengewalt entkamen, erlag dann noch den eingeschleppten Krankheiten, wie Masern, Grippe oder Windpocken. Später, in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts, wurde damit begonnen, die Kulina in die Kautschukgewinnung zu integrieren, zunächst als billige Nahrungslieferanten, Führer oder Waldarbeiter, später als Gummisammler. Die Kautschukbarone beuteten die Arbeitskraft der Kulina aus und hielten die Indigenen durch Schuldknechtschaft in Abhängigkeit. Viele Kulina verließen ihre Gemeinschaftshäuser und lebten in der Nähe der Kautschuksammler-Siedlungen, was ihre traditionelle Sozialstruktur sehr in Mitleidenschaft zog.

Die vom ersten Moment des Kontaktes mit nicht indigener, christlicher Bevölkerung erfahrene Diskriminierung setzt sich bis heute fort, wenn auch in größtenteils subtileren Formen.

Zu dieser historischen Erfahrung, von der dominanten und ihrem Selbstverständnis nach christlichen Gesellschaft zunächst blutig dezimiert, dann ökonomisch ausgebeutet und an den Rand gedrängt zu werden, kam für die Kulina die zusätzliche Erfahrung einer expliziten Abqualifizierung der eigenen religiösen Überlieferung. Hauptsächlich bei persönlichen Begegnungen mit den „Weißen“, später auch mancherorts in Predigten bekamen sie immer wieder vermittelt, dass ihre religiöse Tradition primitiv, dumm, oder gefährlich sei. Dies hat auch in diesem Zusammenhang bei den Kulina ein Gefühl der Unterlegenheit und der Ohnmacht hervorgerufen. Nicht, dass sie darüber ihre Religion aufgeben hätten; im Gegenteil, neben der Sprache ist vielleicht keine Tradition unter den Kulina noch so lebendig wie die religiöse. Aber sie reagierten fast nie unmittelbar auf christliche Interventionen. Sie schienen sich nicht in der Lage zu sehen, eine eigene Meinung dazu zu haben. So übermächtig war die christliche Kultur im Allgemeinen und so von sich selbst überzeugt und intolerant die verbalen christlichen Stellungnahmen und die Verkündigung, dass die Kulina sich in ihrer vermeintlichen Primitivität und Unterlegenheit anscheinend weder gefragt noch befähigt sahen, ihre religiöse Tradition irgendwie sinnvoll zur christlichen Verkündigung in Beziehung zu setzen.

Gleichzeitig warnten die volkskatholischen, evangelikal-fundamentalistischen wie auch pfingstkirchlichen Prediger zunehmend davor, dass ein Verharren der Kulina in ihrer religiösen Tradition, also in einem vermeintlich rückständigen oder nutzlosen Irrglauben, sie nicht nur von Wahrheit und Lebensfreude fernhalten, sondern vor allem auch zu einem zukünftigen Verlorengehen ihrer Seelen, Höllenfeuerqualen o. Ä. führen würde. Als Ausweg wurde ein christliches Leben dargestellt, das als Modell den jeweiligen kulturellen Hintergrund und christlichen Lebensstil der Verkündigenden hat. Z.B. werden das Individuum und die Kleinfamilie, abgegrenzter persönlicher Besitz und ökonomischer Fortschritt, Sauberkeit (nach westlichem Verständnis), eine straffer geregelte Lebensführung und das Ansehen in der nicht indigenen Gesellschaft als bedeutende und erfreuliche Werte vermittelt.

Deshalb wollten wir auch hierauf eingehen. Wie in anderen Lebensbereichen, wollten wir auch hinsichtlich der Herausforderung, die die westlich-brasilianische Kultur im Allgemeinen und die christliche Verkündigung im

¹ Frank Tiss ist als Missionspfarrer des „Ev.-lutherischen Missionswerks in Niedersachsen“ seit 1994 für den Indianermissionsrat der „Ev. Kirche lutherischen Bekenntnisses in Brasilien“ beim indigenen Volk der Kulina, in der Region des mittleren Juruá-Flusses im Südwesten des Bundesstaates Amazonas tätig, seit 2000 gemeinsam mit seiner Frau, der Ärztin Christiane Tiss.

Besonderen für die Kultur und Religion der Kulina darstellen, zur Suche nach eigenen Antworten und deren Umsetzung anregen.

Deshalb musste dies aber auch in glaubwürdigem, gegenseitigem Respekt und auf möglichst gleicher Ebene, im „Dialog“ geschehen. Wir verstehen ihn als die einzige angemessene Form, miteinander über die unterschiedlichen religiösen Traditionen und Glauben zu reden, denn ein Dialog wird von gleich zu gleich verwirklicht, oder er ist keiner. Alle Partner des Dialogs fragen, antworten und ergänzen gleichermaßen, und sein Ausgang ist offen. Ein Dialog ist keine Arena für einen Wettstreit der Argumente, sondern Raum für ein gegenseitiges besseres Verstehen. Ein gelungener Verlauf führt zu einer beiderseitigen Bereicherung.

Tatsächlich zeigten sich die Kulina für solchen Austausch in der Gestalt informeller Religionsgespräche zunehmend offener. Die christliche Glaubens-Aussage, dass Gott jeden Menschen wertschätze, wird sozusagen nicht schon im Moment des Aussprechens durch eine Haltung der Überlegenheit unterwandert, die als implizite Aussage hätte (und meistens hatte), dass Menschen wie die Kulina so, wie sie sind, entscheidendes Wissen und kulturelle und religiöse Praxis noch gar nicht besäßen, sondern zunächst von den Christen aus ihrer Naivität herausgeführt werden müssten. Der angeblich von Gott respektierte und wertgeschätzte Mensch würde also im selben Zuge erst einmal für kulturell unterqualifiziert erklärt, was gegenüber ohnehin schon aufs äußerste diskriminierten Volksgruppen besonders unglücklich wäre (und war).

Für einen *interreligiösen* Dialog mit den Kulina im expliziten Sinn, also als gedanklicher Austausch über die Religionen der Dialogpartner, musste zunächst hinführende Vorarbeit geleistet werden. Im Wesentlichen **mussten zwei Probleme überwunden werden: Erstens, dass die Mehrheit der Kulina davon ausging, gar keine Religion zu haben. Und zweitens, dass es ebenfalls für die meisten Kulina schwer vorstellbar war, dass die Religion der übermächtigen, herrschenden und unterdrückenden Kultur, also das Christentum der „Weißen“, dialogbereit oder überhaupt dialogfähig sein sollte.** Die erste Schwierigkeit ist von der zweiten mit bedingt.

Dass wiederum die notwendige Offenheit und das gegenseitige Vertrauen für diese Vorarbeit da waren, war dadurch gegeben, dass wir zunächst Phasen reiner Konvivenz in mehreren Dorfgemeinschaften der Kulina hatten und dann zunehmend, im Laufe der ersten zehn Jahre, in Solidarität und Kooperation mit ihnen an besseren Voraussetzungen für ein sichereres, eigenständiges und, soweit möglich, selbst determiniertes Leben gearbeitet haben. So haben wir bei der Umgrenzung (Demarkierung) ihres traditionellen Territoriums und bei der Ausbildung von Kulina-Dorfschullehrern mitgewirkt. Nach Analyse der Kulinasprache und Publikation einer Grammatik haben wir auf den Dörfern Seminare durchgeführt, um ihnen den Reichtum und die Komplexität ihrer Muttersprache zu verdeutlichen, die viele von ihnen mittlerweile für primitiv gehalten hatten, weil sie so häufig von Nicht-Indigenen lächerlich gemacht worden war. Meine Frau Christiane Tiss hat zusammen mit vielen Kulina-Gruppen vor Ort gemeinschaftliche Filteranlagen auf Sandbasis zur Trinkwasseraufbereitung gebaut. Hinzu kamen z.B. unsere Mitarbeit zugunsten einer engeren organisatorischen Verbindung der verschiedenen Dorfgemeinschaften und Beratung in Rechtsangelegenheiten.

Im Rahmen dieser gemeinsamen Bemühungen im Bereich von Land-, Bildungs-, Organisations- und Gesundheitsfragen legten wir immer ein großes Gewicht auf die Verständigung zwischen den unterschiedlichen kulturellen Hintergründen der Kulina wie ihrer nicht indigenen Umwelt. Auf diese Weise hatte bereits ein *interkultureller* Dialog stattgefunden, an den der *interreligiöse* Dialog direkt anknüpfte, ja aus dem er fast notwendig erwuchs. (Gleichzeitig setzte sich die interkulturelle Arbeit weiter fort. Z.B. haben wir in vielen Dorfgemeinschaften in Seminaren am Alkoholproblem der Kulina gearbeitet, indem wir den Genuss vom traditionellen Maniokwein wie von Branntwein im Zusammenhang ihrer ökonomischen, sozialen und kulturellen Veränderungen der letzten Jahrzehnte sahen. Oder Christiane Tiss brachte die Behandlung von Tuberkulose neu in Bewegung, indem sie gemeinsam mit den Schamanen sich das Verständnis moderner Medizin von Tuberkulose wie auch das der Kulina bewusst machten und miteinander in Beziehung setzten. Seitens der Kulina wurden dabei auch verschiedene religiöse Fragen berührt.)

Der *interreligiöse* Dialog hatte nun wesentlich zwischen *uns* und den Kulina begonnen. Oft, während wir, wie es bei den Kulina üblich ist, nach Einbruch der Dunkelheit als Gruppe beim Schein einer Öllampe auf dem Dorfplatz oder in einem größeren Haus zusammen saßen, wurden beiderseits viele Fragen gestellt und Gedanken ausgetauscht. Und die Kulina haben uns vielfach eingeladen, bei verschiedenen religiösen Riten dabei zu sein, und uns zunehmend in ihre Überlieferung eingeführt.

Während wir selbst zunehmend beeindruckt waren, wie differenziert sich die transzendente Seite der Welt für die Kulina gestaltet und wie reich die spirituellen Erfahrungen der Schamanen sind, wurde uns bald deutlich, dass die meisten Kulina ihrerseits ihre religiöse Tradition gar nicht als etwas verstehen konnten, was in irgendeiner Weise mit der christlichen vergleichbar wäre. Zum einen deshalb, weil sie in ihrer Tradition scheinbar nichts von dem fanden, was für den christlichen Glauben substantiell scheint, wie Bibel, Kirchengebäude, Prediger, Taufsakrament, Prozessionen, Gelübde, und vor allem keinen über allem stehenden Gott.

So entstand bei ihnen der Eindruck, selbst gar keine Religion zu haben. Er war bekräftigt worden durch die Aussagen der fundamentalistischen Missionare evangelikalen Hintergrunds (nordamerikanischer, deutscher und

zuletzt auch brasilianischer Prägung), dass das, woran die Kulina glauben, entweder Unfug, oder aber Teufelei sei.

Weil andererseits die nicht indigenen Bevölkerungsgruppen der Region den Begriff „Religion“ als Synonym für „christliche Konfession“ benutzen („ich gehöre zur katholischen Religion, aber meine Frau ist evangelisch“), sprechen sie ebenfalls den Kulina eine Religionszugehörigkeit selbstverständlich ab. Dabei ist es zu kurz gedacht, dies als einen sprachlichen Irrtum abtun zu wollen. Vielmehr spiegelt sich darin wieder, was tatsächlich allein für die einfachen, nicht indigenen Menschen Religion sein kann und was nicht. So lassen viele von ihnen im Gespräch mit Kulina deutlich werden, dass sie deren religiöse Praxis als rückständig oder beängstigend empfinden. Als einzig Positives sehen manche darin noch die Möglichkeit, dass durch schamanische Rituale Heilung von inneren Krankheiten herbeigeführt werden könne.

Dieses also allerseits anzutreffende Verständnis der religiösen Tradition der Kulina als Nicht-Religion (im Sinne etwas nicht mit christlicher Tradition Vergleichbarem) war von den Kulina übernommen worden.

Zunächst gingen wir punktuell in den vielen Gesprächsrunden während unserer Besuche auf den Dörfern, neben anderen Themen, auch darauf ein.

Weil die etwa 25 Dörfer dieser Region aber an verschiedenen Nebenflüssen des Juruá und des Tarauacá liegen und jeweils nur mit ein- bis mehrtägigen Bootsreisen zu erreichen sind, schien ein zusätzliches Medium sinnvoll, über das alle Kulina-Gruppen gleichermaßen informiert und in die verschiedenen Diskussionen hinein genommen werden könnten.

Anfang des Jahres 2005 haben wir die „Hörzeitschrift“ ins Leben gerufen. Jede Ausgabe der *Titihade* erscheint gedruckt in Form einer kleinen, bebilderten Zeitschrift, als weil vor allem die meisten älteren Erwachsenen und die nicht lesen können, aufgenommen auf Kassetten und CD, mit den Sprechpausen vornehmlich der Kulina selbst. Es wird ausschließlich die Kulinasprache verwendet. Einige Dorfschullehrer benutzen die gedruckten Ausgaben in ihrem Unterricht. Die *Titihade* auf CD und Kassetten werden von Kulina meistens gemeinsam, in kleineren oder auch größeren gehört.

Die erste Ausgabe beinhaltet einen Textbeitrag, der sich mit Frage beschäftigt, was Religion ist und wie verschieden Traditionen – unter Indigenen wie unter den Nicht-Indigenen können (andere Beiträge sprechen z.B. von der Arbeit in den Dorfschulen oder von Geschlechtskrankheiten und Aids).³ So werden auch Beispiele mehrerer animistischer, also der Kulina-Religion ähnlichen Glaubensformen, angeführt – Religionen, die sich dadurch auszeichnen, dass für sie Tiere, Pflanzen und andere Naturerscheinungen eine beseelte, soziale, Kultur besitzende und „humane“ Seite besitzen, mit der sich der Mensch im Rahmen religiöser Rituale verständigen kann. Die Kulina werden schließlich darauf aufmerksam gemacht, dass sie zwar keine Bibel, aber eine äußerst umfangreiche mündliche Tradition besitzen, in der sie ihr Verständnis von Welt und Kosmos, ihre Mythen und ihre Ethik überliefern. Dazu kommen religiöse Gesänge, Tänze, Rituale und Feste, Personen in priesterlichen Funktionen usw. Mit anderen Worten, es wird deutlich, dass auch sie eine Religion haben, der es als solcher an nichts fehlt. Der Text schließt mit folgender Frage:

Es waren also nicht die Nicht-Indigenen, die als erste zu den Kulina über Religion, über Himmel und Paradies gesprochen hätten. Die Vorfahren der Kulina ... hatten bereits viel davon zu erzählen gewusst.

Wenn es wahr sein sollte, dass es einen allgegenwärtigen, ewigen Gott gibt, der schon vor allem anderen gewesen ist, dann waren es nicht erst die Nicht-Indigenen, nicht die Missionare, die ihn zu den Kulina gebracht hätten; sondern dann wäre Gott schon vorher bei den Kulina gewesen.

Die Weißen sprechen von „Deus“ (Gott). Die Vorfahren der Kulina kannten zwar nichts unter dem Namen „Deus“, aber kannten vielleicht auch sie schon Gott und haben nur in einer anderen Weise von ihm gesprochen?

Dieser Artikel wurde sehr oft kommentiert und hat nachhaltig zu vielen Gesprächen geführt. Während z.B. die einen befanden, dass ein Gott im christlichen Sinne schlichtweg nicht in ihrer Überlieferung vorkomme,



Titihade² sowohl auch, Senioren Musik in

den Gruppen

der religiöse – sein

² „*Titihade*“ ist der Kulina-Name des Singvogels *ticuã*, dessen verschiedenartige Gesänge als hilfreiche Hinweise und Wegweisungen für den Menschen beim Jagen oder Fischen interpretiert werden.

³ Weil die Texte zu Fragen religiöser Tradition in drei Ausgaben des *Titihade* der für Außenstehende wohl greifbarste Teil unseres interreligiösen Dialogs mit den Kulina sind und diese Beiträge einen guten Eindruck vom Inhalt wie auch, indirekt, ein wenig von der Form dieses Dialogs geben, werden im Weiteren mehrere Teile daraus zitiert.

meinten andere, darunter auch Schamanen, dass ihre mythischen Gestalten und transzendenten Mächte in manchen Zügen dem biblischen Gottesbild verwandt seien.

In der zweiten Ausgabe des *Titihade* befindet sich neben Artikeln Tuberkulose, das Alkoholproblem oder die Bedeutung der traditionellen Feste im Leben der Indigenen ein Text, der, basierend auf Mt. 23, versucht darzustellen, was Jesus wichtig und weniger wichtig für die Lebensführung der Menschen war:

Oft schon haben mich Kulina gefragt, ob es wahr ist, was die Indigenen sagen über Jesus, über sein Leben und seinen Tod am Kreuz über die Sünde und den Himmel.

Es gibt Nicht-Indigene, die wirklich verstehen wollen, was die Jesus mitteilt, über das, was er getan und was er gesagt hat. Aber auch viele andere Nicht-Indigene, die in der Bibel nur nach dem was zu ihren Vorstellungen passt, vor allem anderen aber verschließen sie die Augen.

Immer schon wurden die Kulina von vielen Nicht-Indigenen wie minderwertige und primitive Menschen behandelt. Auch heutzutage sind es wenige Nicht-Indigene, die die Art und die Kultur der Kulina wirklich respektieren.

Und manche benutzen sogar die Bibel, um den Kulina zu zeigen, dass ihre Art zu leben, ihre Tradition und ihre Weisheiten nichts taugen, sondern dass sie von all dem Abstand nehmen und so wie strenge katholische oder evangelische Nicht-Indigene leben sollten.

Schon zu Jesu Lebzeiten gab es solche Leute, und sie verstanden sich als große Bibelkenner. Man kannte sie als Schriftgelehrte und Pharisäer. Sie forderten viel von den Armen, was sie zu tun und zu lassen und was sie den Leuten des Tempels zu geben hatten.

Jesus war sehr wütend auf sie.

In der Bibel, im Evangelium nach Matthäus, im 23. Kapitel, lesen wir, wie Jesus mit diesen Führungspersonen schimpfte. Er sagte, dass diese Männer, die sich für Kenner des göttlichen Willens halten, das Leben der einfachen Menschen erschweren, indem sie ihnen viele Lebensregeln nennen, die wenig Wichtigkeit haben, aber von dem, was wirklich von Bedeutung ist, nicht sprechen: nämlich von Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Glauben.

Jesus war nicht wie diese Führer des Tempels. Ihm waren nicht Regeln wichtig, die das Leben des einfachen Volkes erschweren, sondern ihm lag an all dem, was das Leben besser werden lässt, vor allem das der „Geringen“, der Armen: ihm lag an Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Vertrauen auf Gott.

Der in Mt. 23 skizzierte Umstand, dass die anerkannten religiösen Lehrautoritäten mit ihrem Regelwerk den einfachen, insbesondere den armen Menschen das Leben schwer machten, weil es für diese am leidvollsten war, den Regeln gerecht zu werden, erinnert an die Situation der Kulina, denen ebenfalls schon allerhand und für sie größtenteils befremdliche Einzelregeln genannt wurden, die allein es ihnen angeblich ermöglichten, Gottes Zuneigung zu finden und nach dem Tod von Höllenqualen verschont zu werden.

Jesus war nun genau wegen solcher Anweisungen wütend auf jene religiösen Führer und kritisierte sie entsprechend scharf. Er, der den Kulina all zu oft als Mahner mit erhobenem Zeigefinger vermittelt worden war, verurteilt exakt diese Art religiöser Gängelung, deren Wirksamkeit auch auf der impliziten Drohung beruht, bei Nichtbeachtung das eigene Heil aufs Spiel zu setzen. Von einigen der Kulina wurde diese Haltung Jesu als geradezu befreiend empfunden, als seien große Steine aus dem Weg geräumt, der zueinander führen könnte. Der Gott der Unterdrücker scheint in Wahrheit auf der Seite der Unterdrückten zu stehen. Und das berechtigt wiederum zur Annahme, dass er dialogfähig ist.

Weiter heißt es im Text:

Jetzt möchte ich genauer erklären, woran Jesus dachte, als er von Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Glauben sprach.

Zunächst möchte ich etwas zur Gerechtigkeit sagen. Jesus konnte es nicht akzeptieren, wenn einige wenige Familien gut lebten, während die meisten anderen Mangel und Diskriminierung erlitten. Er will, dass alle gutes Leben haben, und um das zu erreichen, müssen alle gleich behandelt werden. Dies funktioniert nur, wo die Führungspersonen mit allen gleich umgehen und nicht die eigenen Verwandten und Freunde bevorzugt behandeln.



über z.B.

auf Mt.
wichtig für

Nicht-
Kreuz, und

Bibel über
es gibt
suchen,

Letzteres ist leider aber sehr üblich unter den Nicht-Indigenen.⁴ Deshalb nannte Jesus auch den König jener Zeit, Herodes, einen „Fuchs“, denn er nutzte seine Macht aus. (...)

Nach Jesu Meinung sollte eine wirkliche Führungsperson seinem Volk dienen, und zwar mehr als irgendein anderer. Und genau in diesem Sinne sagten die Kulina in der Vergangenheit, dass ein guter Dorfvorsteher sein müsste. Ja tatsächlich, ohne dass sie es wussten, folgten viele Dorfvorsteher der Kulina weit mehr dem Willen Jesu als die Mehrheit der Führungspersonen der Nicht-Indigenen, weit mehr als Bürgermeister oder Gouverneure.

Jesus kritisierte nicht nur die Pharisäer mit ihrem Bestehen auf ihre Autorität und dem Hervorkehren derselben, sondern er lässt überhaupt gar **keine Hierarchie** unter seinen Nachfolgern zu (Mt. 23, 5-12) – **es sei denn die paradoxe, dass diejenige Person am höchsten stehe, die allen anderen Diener ist.**

Dies erinnert an die Organisation einer Dorfgemeinschaft der Kulina. Einzige Führungsperson ist der Dorfvorsteher, der *tamine*. Sein Amt verleiht ihm aber keinerlei Macht, aufgrund derer er irgendetwas einfordern könnte. Seine Aufgabe ist es im Großen und Ganzen, an Anliegen der Gemeinschaft zu erinnern und, z.B. während einer Dorfversammlung, bei der Konsensfindung zu helfen, indem er Diskussionen leitet und die Meinung der Mehrheit heraushört. Darüber hinaus wird von ihm erwartet, dass er bei Gemeinschaftsarbeiten den anderen ein Vorbild sei und so alle zu ganzem Einsatz animiere. Sein Haus sollte das größte sein: nicht um zu protzen, sondern um besonders viele Gäste aufnehmen zu können. D.h., wir finden hier tatsächlich nicht nur ein antihierarchisches Sozialgefüge, sondern es ist sogar Jesu Ideal von Autorität kulturell verankert und im Alltag vielerorts verwirklicht, dass der Größte aller anderen Diener sein soll.

Ich habe den Kulina gestehen müssen, dass ich als junger Mensch Jesu Entwurf eines Lebens in geschwisterlicher Gemeinschaft, in der selbst die Autoritätspersonen keine Macht hätten, für ein nie wirklich, zumindest nie dauerhaft umgesetztes und auch gar nicht umsetzbares Ideal gehalten hatte; dass ich aber, nachdem ich einige Zeit in einem ersten Kulinadorf mit gelebt hatte, zu meiner Überraschung feststellte, dass Jesu Entwurf von Gemeindeleben sehr wohl lebbar ist und seit langem verwirklicht wird – hier, bei den Kulina, ein Volk also, das nicht der christlichen Tradition zugeordnet wird.

Für „Recht“ steht hier, in Mt. 23, 23, *krísís*, „Gericht“, was den Gedanken der Rechtsprechung umschließt. Die biblisch alttestamentliche Tradition, in der Jesus fußte, denkt in diesem Zusammenhang überwiegend an die gesellschaftlich Schwachen, denen Schutz im Sprechen von Gerechtigkeit garantiert werden soll. Es geht hier also um nichts „Vergeistlichtes“, sondern um den rechtlichen Schutz und die Verteidigung wirtschaftlich oder sozial benachteiligter, am Rande der Gesellschaft stehender Menschen.

Dass Jesus selbst das Recht der Schwachen und Schwächsten einer Gesellschaft als wesentlich ansah, hat die Kulina überrascht und unmittelbar sehr angesprochen. Für sie ist es eine völlige Umkehrung dessen, was sie größtenteils auch heute noch an Abwesenheit von Recht im Kontakt mit ihrer christlichen Umwelt erleben.

Z.B. wird immer noch offen in Frage gestellt, und zwar selbst von Inhabern politischer Mandate, dass die Kulina (und alle anderen indigenen Völker Brasiliens) Recht auf eigenes umfangreiches Land haben sollen, obgleich die bestehende brasilianische Verfassung es ihnen zusagt. Weiterhin wird dieses Recht ignoriert und illegal in Kulinagebiet gefischt, gejagt oder Holz geschlagen. Die zuständigen Behörden unternehmen praktisch nichts dagegen, einschließlich der staatlichen Indianerbehörde.

Als zweites wichtigstes Anliegen der Überlieferung nennt Jesus die Barmherzigkeit. Um plastisch zu machen, worum es dabei geht, wird an dieser Stelle, Jesu Beispiel folgend, die Erzählung vom barmherzigen Samariter betrachtet. Die Kulina horchten auf: Jesus erzählt diese Geschichte so, dass Priester und Tempeldiener, beides offizielle Vertreter der vorherrschenden Religion, nicht notwendigerweise Vorbilder echter Barmherzigkeit sind. Daraufhin tritt ein Samariter in Erscheinung. Und über sie hieß es, dass sie gar nicht zum Volk Gottes gehörten. Also ganz ähnlich, wie in Brasilien viele über die Kulina und andere indigene Gruppen denken. Und dieser Samariter wird nun zum Beispiel für Barmherzigkeit.

Wenn Jesus dieses Gleichnis heute erzählen würde, würde er vielleicht einen seiner Tradition entsprechend lebenden Kulina nehmen. (...)

Kulina, die ihrer Tradition folgen, lassen niemanden Hunger leiden, sondern teilen nahezu alles mit den anderen, teilen Essen, Werkzeuge, Kanus und Motoren.

Schließlich nennt Jesus als drittes Wichtigstes, nach Recht und Barmherzigkeit, den Glauben. Wieder erlaube ich mir im Text eine Verknüpfung mit einer biblischen Begebenheit. Ich erzähle von der Person, deren Glaube Jesus selbst erlebte und voller Erstaunen als größtes Glaubensbeispiel lobte. Es ist der Hauptmann von

⁴ Der Text bezieht sich hier wie auch an anderen, ähnlichen Stellen auf die konkrete Erfahrungswelt der Kulina, also auf den Bundesstaat Amazonas und insbesondere sein Landesinnere. In sehr vielen Landkreisen sind hier Korruption und Nepotismus, Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft, Direktjustiz der Polizei ohne ordentliche Gerichtsverfahren usw. gang und gäbe und werden von der Bevölkerung als normal angesehen.

Kapernaum (Mt. 8). Mit besonderer Überzeugung rechnete er mit Jesu und Gottes Handeln zum Wohle der Menschen in dieser Welt. Nun gehörte auch er wieder gar nicht zum offiziellen Gottesvolk, sondern war Heide, möglicherweise ein Syrer. Er hatte also nach damaligem Verständnis nichts, worauf er sich hätte vor den Menschen, bei Jesus oder Gott berufen können, außer seiner Überzeugung von Gottes Menschenliebe. Für Jesus war das aber mehr als hinreichend.

Die Kulina dürfen dies als weiteren Hinweis verstehen, dass sie sich *nicht* zuerst den „weißen“ Christen anpassen müssten, *nicht* erst irgendwie geartete christliche Lebensregeln und Gepflogenheiten übernehmen oder einer der vielen Kirchen beitreten müssten, um dann **mit dem Reich Gottes für sich rechnen** zu dürfen.

Das können sie bereits einfach so, als Kulina. Genauer gesagt, um beim Beispiel des heidnischen Hauptmanns und bei Mt. 23 zu bleiben, können die Kulina es so vielleicht sogar noch besser.

Jesus wollte gutes Leben für alle, für die Menschen seines Volkes, für die Geringgeachteten, und auch für die Menschen anderer Kulturen. Deshalb lag ihm an Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Glauben.

Wir könnten ebenso sagen, dass Jesus an allem lag, was den Zusammenhalt unter den Menschen und zwischen den Menschen und Gott stärkt.

Die Nicht-Indigenen wie auch die Bibel sprechen viel von Sünde.

Wenn wir an das zuvor Gesagte denken, ist es auch einfach zu begreifen, was Jesus mit Sünde meinte:

Es ist all das, was die Einheit der Menschen unter sich und zwischen den Menschen und Gott schädigt. Schwächere zu unterdrücken und auszubeuten ist Sünde, Hass und Geiz sind Sünde, Rache ebenso. Denn all dies macht den Zusammenhalt unter den Menschen kaputt. Selbst, die Kulina dahin bringen zu wollen, genau so wie die nicht indigenen Gläubigen zu leben, ist Sünde, denn es trägt auch wieder dazu bei, dass es zu unnötigen Konflikten und Entzweigungen unter den Kulina kommt.

Wenn ihr hingegen raucht oder euch tätowiert, kann das zwar eurer Gesundheit schaden, Sünde aber wäre es nicht, denn es beeinträchtigt weder euren Zusammenhalt noch eure Verbundenheit mit Gott. (...)

Für Jesus kam es darauf an, dass wir solidarisch leben und einer dem anderen hilft. Auf diese Weise haben wir gutes Leben. (...)

Leider lassen sich heutzutage vielerorts Kulina vom für Nicht-Indigene typischen Egoismus anstecken: Es kommt vor, dass Kulina fremde Fischer in ihren Seen fischen und sich anschließend dafür bezahlen lassen, ohne der Dorfgemeinschaft davon etwas mitzuteilen. Andere lassen Holzfäller Bäume schlagen oder auch nicht indigene Jäger gegen Bezahlung das Wild jagen, das eigentlich eine ganze Dorfgemeinschaft ernähren sollte.

Auf diese Weise haben wenige Gewinn davon, die Mehrheit aber hat den Schaden.

Wer ausgesucht wurde, um Dorfvorsteher, Dorfschullehrer, Dorfgesundheitshelfer oder Mitarbeiter einer indigenen Organisation zu sein, kann sehr viel zum Leben und zum Zusammenhalt seines Volkes beitragen.

Wer mit seinem Amt aber dem schlechten Beispiel vieler Nicht-Indigener folgt und sein Mandat nutzt, um sich persönlich zu bereichern, seine Macht auszubauen und über andere seines Dorfes zu bestimmen, der schadet dem Leben seiner Dorfgemeinde. Menschen, die sich so verhielten, bezeichnete Jesus als „Fuchs“ oder „Schlangenbrut“.

Wir haben jetzt gesehen, dass die Kulina, die den Lehren ihrer Tradition folgen, dem Willen Jesu in manchem näher stehen als viele der Nicht-Indigenen. Deshalb sollte jemand, der den Ratschlägen Jesu folgen will, es niemals unterlassen wollen, Kulina zu sein. Als Kulina in seiner Tradition kann er barmherzig mit seinen Mitmenschen sein, kann den Zusammenhalt seines Volkes stärken und kann helfen, Hass und Rachsucht zu überwinden, wie auch den Egoismus, der zu schmutzigen Geschäften mit Nicht-Indigenen führt. (...)

Der Lehrer des Dorfes Iari, Idirawi „Tenente“ Kulina, sagte während eines Seminars, dass er, bevor er dieses *Titihade* gehört hatte, nie darauf gekommen sei, dass sich christlicher Glaube und ihre eigene religiöse Tradition gar nicht gegenseitig ausschließen müssen. Was er zuvor in evangelikalen Radioprogrammen und von den Missionaren der „New Tribes Mission“ immer nur zu Verstehen bekommen hätte, sei Gegensätzlichkeit und Unvereinbarkeit von beidem gewesen. Gerade als Kulina, ganz in der eigenen Tradition fußend, mit christlicher Überlieferung in ein Gespräch von gleich zu gleich und in gegenseitigem Respekt treten zu können, war ihm ein anregender Gedanke.

Jesu Weherufe gegen die Pharisäer wurden und werden vielfach ausschließlich als Bekräftigung der historischen Notwendigkeit einer Ablösung der Christen vom Judentum interpretiert, nicht selten einhergehend mit einer Aufwertung der eigenen, christlichen Religion. Gelesen für und mit Menschen eines kleinen, an den Rand seiner christlichen Gesellschaft gedrängten Volkes werden die Weherufe nun zu Mahnworten gegen die Christen selbst. **Jesus wird entdeckt als einer, der nicht als unnahbarer, mächtiger Christus die christliche Dominanz rechtfertigt, sondern der sich schützend vor die Geringgeachteten und gegen das etablierte**

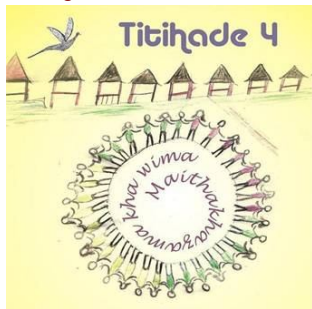
Christentum stellt. Diese Umkehrung wird von den Indigenen als befreiend empfunden. Die Perspektive der „Heiden“ macht diese zu Missionaren Jesu an den Christen.

Man kann unsere Interpretation neutestamentlicher Überlieferung für zu einseitig, zu parteiisch, zu unausgewogen halten. Ich jedenfalls hätte es vor 15 Jahren wohl getan. Aber selbst, wenn wir annehmen, das Idealbild eines neutralen, unparteiischen theologischen Schaffens, wie es bis heute in der europäischen Theologie zu finden ist, sei realistisch: sehr groß scheint uns die Gefahr, dass der Versuch, bei der Auswahl und Interpretation biblischer Texte ausgewogen hinsichtlich der (europäisch geprägten) hermeneutischen und dogmatischen Traditionen sein zu wollen, am Ende es den Stärkeren wieder leichter machte und die Schwachen wenig stärkte. Wie soll man es machen, ausgewogen zu sein angesichts einer hier 150, in anderen Fällen 500jährigen Geschichte und Missionsgeschichte: eine selbstgerechte Geschichte voll des Eroberns und Unterwerfens im Zeichen des Kreuzes auf der einen und eine Geschichte des Verfolgt-, Getötet-, Ausgebeutet- und Verachtet-Werdens im Schatten desselben Zeichens auf der anderen Seite? Um auf eine zukünftige Ausgewogenheit hinzuarbeiten, muss zunächst vielleicht einmal nur die noch fast leere und zu leichte Seite der Waage gefüllt werden.

Innerhalb des Zeitraums von Oktober 2007 bis Mai 2008 haben wir in drei der großen Kulina-Dörfer der Region des mittleren Juruá-Flusses (in den Dörfern Iari, Macapá und Penedo) **mehrtägige Seminare durchgeführt, in denen wir Teile der neutestamentlichen Jesus-Tradition näher beleuchtet und in Beziehung zur Tradition der Kulina gesetzt haben.**

Das Dorf Macapá steuerte viel zu einem beiderseitigen Dialog auf mehreren Ebenen bei, indem es während der Abende des Seminars eine der letzten Etappen der Ausbildung neuer Schamanen durchführte. U. a. fanden viele rituelle Tänze statt. Auch die meisten der neuen Schamanen selbst, unter ihnen der Dorfvorsteher Dao „Januário“ und der Lehrer Zohe, nahmen tagsüber intensiv am Seminar teil, wo die Erfahrungen der Rituale unsere Gespräche beeinflussten.

Die Teilnehmer der drei Seminare schlugen vor, die wesentlichen Inhalte und Ergebnisse unserer Gespräche dem gesamten Kulina-Volk durch eine Veröffentlichung in der Hörzeitschrift zugänglich zu machen.



CD Titihade 4

So erschien im September 2008 **die vierte Ausgabe des *Titihade*, eine Themenausgabe unter dem Titel „Reden weit zurückliegender Zeiten“, die allein die wichtigsten Inhalte und formulierten Ergebnisse der Seminare wiedergibt bzw. zusammenfasst.**

Der Text beginnt mit der **indischen Legende von den Blinden und dem Elefanten**. Zwar hatten nur wenige Kulina dieses Tier schon einmal auf Bildern gesehen, aber viele hatten schon von ihm als dem größten Landtier der Welt gehört. In der gedruckten Version des *Titihade* ist neben dem Text ein entsprechendes Foto abgebildet.

Viele Nicht-Indigene behaupten, dass nur sie allein die Wahrheit wüssten über Religion, Gott, den Himmel und das Paradies, Nicht-Indigene anderer Konfessionen oder Religionen wie auch die Indigenen verstünden hingegen wenig davon und verbreiteten viel Falsches.

Weit entfernt von hier liegt ein Land namens Indien. Ihr werdet jetzt eine alte Legende dieses Landes hören:

Vor langer Zeit stritten sich in einer Stadt in Indien die Leute darüber, wie die göttliche Macht aussähe.

Manche hielten den Mond oder die Sonne für die Gottheit, andere stellten sie sich so ähnlich wie Tiere vor, andere dachten mehr an einen starken Herrscher oder einen großen, unsichtbaren Geist. Die Einfältigen stellten sich Gott als einen alten Mann mit Bart vor, der hoch oben im Himmel sitzt. Die meisten hellhäutigen Landesbewohner hielten Gott für hell, die meisten dunkelhäutigen für dunkel.

Als der Streit kein Ende nahm, baten sie ihren alten König, die Frage zu entscheiden. Dieser befahl einem seiner Diener: „Geh' und versammle alle Blinden, die es an diesem Ort gibt.“ Der Diener tat, wie ihm befohlen war. Er ließ alle Blinden der Stadt suchen, führte sie zum König und sagte diesem: „Herr, da sind die Blinden, die du hier haben wolltest.“

Der König ließ nun den größten Elefanten herbeischaffen, den er besaß. Dann sagte er den Blinden: „Sagt, was ist das für ein Wesen, das ich hier für euch herbeigeschafft habe?“ Da begannen sie den Elefanten mit ihren Händen zu berühren und zu betasten. Einige ergriffen das Haupt und die Ohren, andere den Rüssel, wieder andere packten den Schwanz oder das Bein.

Als sie so eine Weile den Elefanten berührt hatten, fragte der König sie nach der Gestalt dieses Wesens. Der Blinde, der den Kopf berührt hatte, meinte, der Elefant sei ein großer Topf. Derjenige, der das Ohr gepackt hatte, sagte: „Ein rauer, flacher Lappen.“ Und der, dessen Hand den Rüssel betastet hatte, rief: „Ein langer feuchter Schlauch, der sich bewegt wie eine Schlange.“ „Nein“, schrie der, der an den Schwanz geraten war,

„ich hatte einen großen Besen in der Hand.“ Und der Blinde, der das Bein des Elefanten umfasst hatte, hielt ihn für einen dicken Stamm eines Baumes.

Als die Blinden hörten, dass jeder etwas anderes sagte, gerieten sie untereinander in einen heftigen Streit und ereiferten sich sehr. Jeder meinte, die anderen redeten Unsinn und er allein habe Recht.

Als die Leute dieses Schauspiel sahen, wussten sie auf einmal, weshalb der König es so eingerichtet hatte. Sie hatten verstanden, dass er sagen wollte: wir alle sind wie jene Blinden, jeder erkennt nur einen Teil der ganzen Wahrheit. Ihnen war nun klar, dass es dumm ist, darüber gegeneinander in Streit zu geraten und zu meinen, nur man selbst habe Recht, die anderen aber verstünden bestimmt nichts von der göttlichen Macht und der transzendenten Welt.

Die Botschaft der Legende, dass alle Menschen dem Göttlichen gegenüber wie die Blinden sind und deshalb trotz der Verschiedenheit der Meinungen in jeder ein Stück Wahrheit liegen kann von dem, was als Ganzes keiner begreift, hat die Kulina allerorts in seiner einfachen Weisheit angesprochen und sehr inspiriert. Teilweise freuten sie sich geradezu an dem Gedanken, sie könnten auch etwas zu einem Gespräch beizutragen haben, von dem sie sich zuvor ausgeschlossen wähnten.

Ein anderes Argument aus ihrer eigenen Erfahrungswelt gegen den hier geläufigen Anspruch christlicher Kirchen und Splittergruppen, allein die ganze Wahrheit zu besitzen, ist die starke und in alle Richtungen gleichermaßen gehende Gegensätzlichkeit ihrer Aussagen und Verhaltensweisen. Als Außenstehende haben die Kulina dafür eine ungetrübte Wahrnehmung. Was dazu während der Seminare gesagt und festgehalten wurde, fast der Text des *Titihade* im Folgenden zusammen:

In einigen Dörfern haben wir Seminare durchgeführt, um über die Religion der Kulina und die der Nicht-Indigenen zu sprechen. Als wir ein solches Seminar im Dorf Macapá machten, haben die Kulina über die Kirchen und Missionsgruppierungen gesprochen, zu denen sie Kontakt haben. Als Zusammenfassung erarbeiteten sie folgenden Text:

Verschiedenstes kommt uns über Gott zu Ohren.

Der Priester sagt uns, dass wir unsere kleinen Kinder taufen lassen sollen, damit sie, wenn sie sterben, bei Gott seien.

Der Pastor der „Gemeinde Gottes“ sagt uns: „Glaubt an Gott und kommt regelmäßig zum Gottesdienst, damit ihr das Trinken unterlasst, in der Gemeinschaft unserer Gemeinde steht und später einmal bei Gott sein werdet.“

Die Missionare der „New-Tribes-Mission of Brazil“ sagen, wir sollen regelmäßig die Bibel studieren, damit Trinken und Streitigkeiten ein Ende nähmen und später unsere Seelen zu Gott kämen.

Von den Personen des COMIN hören wir, dass Gott die Geringgeachteten und die Indigenen liebe, dass es nicht gut sei, wenn wir unsere Kultur aufgäben, und dass das Bewahren unserer Gemeinschaft wichtig sei für ein gutes Leben.

Nachdem wir noch mehr darüber gesprochen hatten, stellten wir fest, dass jede Kirche und jede Missionsgesellschaft etwas anderes lehrt. In manchen Fällen behaupten die einen sogar das Gegenteil von dem, was die anderen sagen.

Während die meisten lehren, dass der Sonntag als Feiertag zu begehen sei, sagen uns die Adventisten, dass wir sonntags arbeiten, stattdessen aber samstags ausruhen sollten. Während die Evangelischen nur zu Gott und Jesus beten, beten die Katholiken auch Maria und Heilige an. Während Katholiken und Lutheraner gelegentlich Feste mit Tanz und Alkoholgenuss veranstalten und ihre Frauen sich kleiden und ihre Haare frisieren, ganz wie es ihnen gefällt, sagen die Pfingstkirchen, dass Tanzen zu Tanzmusik Sünde sei und dass Frauen langes Haar und lange Röcke tragen sollen ... Und wenn in einer Kirche oder Missionsgesellschaft über eine andere gesprochen wird, werden die Lehren der anderen nicht selten als verkehrt oder gar als lügnerisch hingestellt.

Als Beispiel einer Ursache dafür, dass biblische Botschaft sehr unterschiedlich interpretiert und dabei auch uminterpretiert wird, war den Seminarteilnehmern der Text vom Schätzesammeln aus Mt. 6 besonders deutlich. Sie verstanden spontan seine originäre Aussage, verstanden aber auch, warum die Nicht-Indigenen in ihrem hier allerorts und in allen sozialen Schichten gleichermaßen anzutreffenden, recht ungehemmten Streben nach mehr Besitz damit Schwierigkeiten haben. Dao „Januário“ Kulina, Vorsteher des Dorfes „Macapá“ am Acuraua-Fluss, kommentierte unmittelbar, nachdem er den Bibeltext in seiner Sprache gehört hatte: „Wenn das die Reichen in den Kirchen hören, werden sie wehklagen und weinen.“

Wir wollen uns jetzt anhand eines kleinen Bibeltextes einmal anschauen, welche verschiedenen Interpretationen es geben kann. Er steht im Teil der Bibel, der „Matthäus-Evangelium“ genannt wird, im sechsten Kapitel. Dort sagt Jesus:

„Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, wo sie die Motten und der Rost fressen und wo die Diebe einbrechen und stehlen.

Sammelt euch aber Schätze im Himmel, wo sie weder Motten noch Rost fressen und wo die Diebe nicht einbrechen und stehlen.

Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.“

Mit diesen Worten sagt Jesus, dass jemand, der ihm nachfolgen möchte, nicht gleichzeitig hinter materiellem Zuwachs her seien kann. Der Grund dafür ist, dass ein wohlhabender Mensch immer an erster Stelle um seinen Besitz besorgt sein wird und nicht um andere Menschen oder Gott.

Und das ist wirklich wahr: wenn wir anfangen, immer mehr Güter haben zu wollen, wie z.B. größere Motoren, ein großes Boot, ein Haus aus gesägten Brettern und mit Wellblechdach oder viele gute Kleider, dann drehen sich unsere Sorgen bald nur noch um materiellen Besitz, nicht aber mehr um die Dorfgemeinschaft.

Deshalb spricht sich Jesus hier gegen ein Anhäufen von Besitz aus.

Was sagt man nun in den Kirchen dazu? Werden die Wohlhabenden zurechtgewiesen? Werden sie aufgefordert, ihren Wohlstand unter den Bedürftigen zu verteilen? Nein, das geschieht kaum irgendwo, es wird auch nicht sehr viel darüber gesprochen. Man hat für die Wohlhabenden stattdessen viele wohlwollende Worte.

Viele der Pastoren und Missionare predigen, dass Jesus nichts gegen Reichtum habe, dass die Wohlhabenden nur nicht geizig, sondern großzügig sein sollten.

Andere interpretieren diesen Text auch so, dass Jesus hier zwar vom Reichtum gesprochen habe, damit aber beispielhaft an alles erinnern wollte, was das Herz zu sehr in Beschlag nehmen kann. Er habe also zwar zu den Wohlhabenden gesprochen, habe aber ebenso diejenigen gemeint, die viel auf Vergnügen aus sind, oder auch solche, die viel trinken, oder andere, die vom Sex, Essen oder der Gier nach Macht bestimmt sind. So ist es am Ende nicht mehr der Reichtum, der kritisiert wird, sondern Jesus scheint zu allen gleichermaßen zu sprechen.

Wieso hören die Nicht-Indigenen hier nicht einfach auf das, was Jesus ganz klar sagt? Weshalb interpretieren sie manche Worte Jesu soweit um, bis etwas anderes dabei herauskommt? Weil zu den meisten Kirchen auch viele wohlhabende Menschen gehören. Deshalb fehlt es oft an Mut, all das wiederzugeben, was Jesus über Reichtum oder Macht gesagt hat.

Außerdem sind nicht wenige dadurch zu Reichtum gekommen, dass sie Arme ausgebeutet oder das Ausnutzen von ihnen geduldet haben.⁵ Dadurch ist es noch schwieriger geworden, in den Kirchen davon zu sprechen, dass Jesus an der Seite der Armen steht.

Jesus wollte mit seiner Predigt erreichen, dass das Leben der Geringgeachteten lebenswerter würde. In vielen Kirchen wird der Sinn solcher Worte aber so weit verändert, dass am Ende die besser gestellten Menschen sich kaum oder nicht mehr in Frage gestellt sehen müssen und sogar mit ihren Ungerechtigkeiten an den Geringgeachteten noch fortfahren können.

Auch in Nord-Amerika gibt es Indigene. Einer von ihnen, Tink Tinker, war eine Zeit lang Pastor in einer Kirche von Nicht-Indigenen. Schließlich fand er, dass Jesu Worte zwar gut für die Indigenen seien, dass aber das, was in den Kirchen der Weißen gepredigt und gelebt wird, sich zu sehr von Jesu Botschaft unterscheide. So wollte er nicht mehr länger bei ihnen Pastor sein.

Um zu sagen, auf welche Weise die Nicht-Indigenen oftmals Jesu Worte verändern, wenn sie zu Indigenen sprechen, zitierte Tink Tinker einmal Folgendes:⁶

„Jesus wurde manipuliert, um die ... Interessen der Ausbeuter, der Privilegierten und der Mächtigen zu legitimieren.

Er wurde projiziert als ein Prediger zeitloser Wahrheiten, der die Kulturen und religiösen Traditionen anderer Leute erobert und besiegt; ein Verkündiger kosmischer Katastrophen, indifferent zu aktuellen sozialen Fragen; und ein Pazifist, der menschlichen Spannungen und Aufrufen fern stand.“⁷ (...)

Lasst uns selbst mehr darüber herausfinden, wie Jesus war und was er redete.

Lasst uns zunächst schauen, wie Jesus mit den Geringgeachteten seiner Zeit umging. Wie wir bereits in einem früheren Titihade gehört haben, wurde Jesus in ärmsten Verhältnissen geboren und wuchs inmitten der einfachen Menschen auf.

⁵ Vgl. Anm. 4.

⁶ In: George E. „Tink“ Tinker, Christology and Colonialism: Jesus, Corn Mother, and Conquest (noch nicht veröffentlichtes Buch-Kapitel; Kopie im Archiv des COMIN; vgl. ders., Jesus, Corn Mother, and Conquest: Christology and Colonialism, in: Native American Religious Identity: Unforgotten Gods, Orbis 1998; und ders., American Indians and Jesus: Towards an EATWOT Christology, in: Voices from the Third World, Fall 1995).

⁷ R.S. Sugirtharajah, Jesus Research and Third World Cristologies, Theology 93 (1990), 387.

Außerdem hatte er Umgang mit Menschen anderer Völker, welche in jener Zeit als minderen Ranges angesehen wurden, wie etwa Kanaaniter, Samariter und Griechen. Ihnen gegenüber hat man sich ähnlich verhalten wie zu den Kulina heute: man vermied den Kontakt mit ihnen und behauptete, sie gehörten nicht zum Gott Israels.

Wir haben bereits eine Geschichte von Jesus über einen Samariter gehört. Ein schwer verletzter Mann wurde von für die Religion jener Zeit verantwortlichen Männern gesehen, aber sie gingen an ihm vorüber. Einem Samariter jedoch tat der Überfallene leid, so dass er sich um ihn kümmerte. Auf diese Weise war es der Samariter, der den Willen Gottes umsetzte, nicht aber die Vertreter der anerkannten Religion.

Es gibt eine andere Erzählung von einem Samariter in der Bibel, im Lukas-Evangelium, im 17. Kapitel. Dort lesen wir:

Und es begab sich, als er (Jesus) nach Jerusalem wanderte, dass er durch Samarien und Galiläa hin zog. Und als er in ein Dorf kam, begegneten ihm zehn aussätzige Männer; die standen von ferne und erhoben ihre Stimmen und sprachen: „Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser!“ Und als er sie sah, sprach er zu ihnen: „Geht hin und zeigt euch den Priestern!“ Und es geschah, als sie hingingen, da wurden sie rein. Einer aber unter ihnen, als er sah, dass er gesund geworden war, kehrte er um und pries Gott mit lauter Stimme und fiel nieder auf sein Angesicht zu Jesu Füßen und dankte ihm. Und das war ein Samariter. Jesus aber antwortete und sprach: „Sind nicht die zehn rein geworden? Wo sind aber die neun? Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte, um Gott die Ehre zu geben, als nur dieser Fremde?“ Und er sprach zu ihm: „Steh auf, geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.“

Diese biblische **Erzählung von den zehn Aussätzigen** haben die Seminarteilnehmer in Form eines einfachen Bibliodramas nachgespielt, wodurch ihnen insbesondere der Unterschied des gesellschaftlichen Daseins dieser Gruppe vor und nach ihrer Heilung deutlich wurde und nahe ging.

In dieser Erzählung hören wir zunächst, dass Jesus, unterwegs nach Jerusalem, durch das Grenzgebiet zwischen Galiläa und Samarien ging.

Samarien lag aber gar nicht auf Jesu Weg in Richtung Jerusalem. Jesus ging dort also nicht zufällig lang, um etwa seinen Weg abzukürzen, sondern weil er durch diese Region gehen wollte, obgleich es ein Umweg war.

Er tat also das Gegenteil von den meisten Gläubigen Israels jener Zeit, die es unbedingt vermieden, einen Fuß auf Samariens Boden zu setzen.

Dort kamen ihm zehn Männer, Aussätzige, entgegen, die an Hautkrankheiten litten. Ihre Krankheiten konnten gefährlich sein, wie etwa die Lepra, es konnten aber auch ganz ungefährliche wie Schuppenflechte sein. Die Krankheiten dieser Männer wurden zu jener Zeit aber alle als solche angesehen, die die Menschen unrein werden lassen. Wenn damals jemand krankhafte Erscheinungen auf seiner Haut hatte, musste er sich den Priestern zeigen. Wenn diese meinten, es handelte sich um eine unrein machende Krankheit, dann durfte die betreffende Person nicht mehr in ihrer normalen Umgebung weiterleben, sondern musste außerhalb der Wohnorte bei den Aussätzigen bleiben. Diese Menschen durften sich nur in Lumpen kleiden, und immer, wenn jemand anderes sich näherte, mussten sie schon von weitem rufen, dass sie unrein waren.

Es war ein schreckliches Dasein. Es waren nicht die Krankheiten an sich, die notwendigerweise schmerzhaft oder gefährlich gewesen wären. Für alle gleichermaßen schlimm war es vielmehr, vom normalen Leben ausgeschlossen zu sein.

Deshalb riefen auch die zehn Männer Jesus schon von weitem, denn es war ihnen verboten, in die Nähe von gesunden Leuten zu kommen.

Die meisten anderen Menschen hätten die zehn fortgeschickt. Nicht aber Jesus. Er hatte keine Angst um sich, sondern hielt an und sprach mit ihnen. Und er ging auf ihre Bitte ein und heilte sie.

Als sie sich so den Priestern zeigten, erklärten diese sie für rein. Damit hatten sie wieder das Recht, ein normales Leben in der damaligen Gesellschaft zu führen. So hat Jesus dafür gesorgt, dass die verschmähtesten Menschen wieder ein normales Ansehen bekamen und inmitten ihrer Verwandten leben konnten.

Nachdem sie geheilt waren, zogen neun von ihnen sogleich ihrer Wege und dachten nicht mehr an Jesus.

Viele Christen verhalten sich ebenso: geplagt von Sorgen und Problemen, gehen sie häufig zur Kirche und beten. Hat Gott ihnen aber geholfen, ist es ihnen nicht mehr wichtig, mit ihm zu sprechen. Sie beten: „Vater unser im Himmel ...“ aber im Tiefsten sehen sie ihn nicht wie einen Vater an.

Der einzige, der sich anders verhielt, war wieder ein Samariter, also einer, von dem man sagte, dass er keinen rechten Glauben hätte und er nicht viel von Gott und der Bibel verstünde. Doch er kam zurück zu Jesus und lobte Gott. Er verhielt sich zu Gott wirklich wie zu einem Vater, um dessen Hilfe man bittet und dem man dann auch, nachdem er geholfen hat, gern seine Dankbarkeit zeigt. Und Jesus lobte den Samariter darum.

Anhand dieses biblischen Textes, wie auch anhand von anderen, wird deutlich, dass Jesus die gering geachteten und religiös verachteten Menschen nicht, wie allgemein üblich, vermied, sondern sie schätzte und

aufsuchte. Er wollte, dass sie volles Recht und Lebensrecht genössen. Ebenso konnte er auch ihre Art zu glauben anerkennen. (...)

Viele der Seminarteilnehmer waren immer noch überrascht, dass Jesus ein besonderes Interesse an Armen und Geringgeachteten gehabt haben sollte. Einigen war diese Vorstellung aufgrund dessen, was sie bis dahin in christlicher Verkündigung als wesentliche Botschaft von Jesus gehört hatten, so fremd, dass sie Zweifel hatten, ob ich nicht, so zusagen zu ihren Gunsten, Randerscheinungen der biblischen Überlieferung in den Mittelpunkt rückte.

Deshalb übersetzte ich auch **Jesu programmatische Antrittsrede nach Lk. 4** für sie.

In einem anderen Teil des Lukas-Evangeliums, im 4. Kapitel, lesen wir von einem der ersten Male, die Jesus in der Öffentlichkeit sprach, noch in seinem Heimatort Nazareth. Um sich vorzustellen, las er einen sehr alten Bibeltext, in dem es heißt:

*„Der Geist des Herrn ist auf mir,
weil er mich gesalbt hat, zu verkündigen das Evangelium den Armen;
er hat mich gesandt, zu predigen den Gefangenen, dass sie frei sein sollen,
und den Blinden, dass sie sehen sollen,
und den Zerschlagenen, dass sie frei und ledig sein sollen,
zu verkündigen das Gnadenjahr des Herrn.“*

Hier sagt Jesus, wozu Gott ihn bestimmt hatte: den Armen, Ausgebeuteten und Geringgeachteten Mut machende Worte zu bringen, ihrem Unglück ein Ende zu bereiten und Ungleichheit zu überwinden.

Deshalb war es kein Zufall, dass Jesus immer wieder das einfache Volk aufsuchte.

So dürfen wir behaupten, dass, wenn Jesus heute hierher käme, er nicht in den besseren Teilen der Städte, bei Reichen oder politischen Machthabern wohnen würde, sondern er würde die Menschen der Peripherien der Städte, die Flussrandbewohner und auch die Indigenen immer wieder aufsuchen.

Und er spräche immer gute Rede zu den wenig geachteten unter ihnen, Worte, die sie aufbauten und ihre Festigkeit und ihren Mut wachsen ließen.

Auch hätte er keine Angst, Worte gegen jene Menschen zu sprechen, die die Indigenen betrügen und ausbeuten.

Als zentralen Text der Lehre Jesu betrachteten wir in den Seminaren die **„Goldene Regel“ aus Mt. 7, 12**. Formelartig sind hier alttestamentliches Recht und Ethik zusammengefasst in einer Weise, die auch außerhalb christlicher Tradition plausibel ist. **Was im Original-Text schon auf kulina sprachlich sehr deutlich wird, ist die Nähe dieser Regel zu dem Grundwert der Kulina-Kultur schlechthin, dem *manako*.** Während der Seminare zeigten einige Kulina ihr überraschtes Erstaunen, dass etwas aus Jesu Lehre so sehr an ihren *manako* erinnert.

Dahinter steht ein Lebensprinzip, das immer einen Ausgleich im Hin und Her von nehmen und geben, von haben und nicht haben, von tun und nicht tun usw. sucht, wobei das Hin und Her unaufhörlich weitergeht. Wer um etwas im Rahmen des Üblichen gebeten wird, kann es kaum verneinen. Für geizig erklärt zu werden, ist eine der größten Schanden. Und wem etwas angeboten wird, sollte es akzeptieren, will er oder sie den Gebenden nicht beleidigen. Im Annehmen der Gabe liegt bereits die Zusicherung, irgendwann in der Zukunft etwas zurückzugeben. Die Anhäufung von Gütern deutlich über das hinaus, was man für sich benötigt, ist ebenfalls eine Art von Geiz. Prestige hat deshalb nicht, wer viel hat, sondern wer viel gibt.

Dieses Prinzip geht weit über den Austausch von Materiellem, übers miteinander Teilen hinaus. Das gesamte Leben wird vom *manako* geregelt, einschließlich Recht, Religion, und Moral. Spielen Kinder Fangen, wird nach einiger Zeit eines der Kinder „*manako*“ rufen, und schon werden die Verfolgten zu Verfolgern und umgekehrt. Die Wahl der Ehepartner, das Zusammenspiel von Mann und Frau, die Arbeitsteilung in der Dorfgemeinschaft, selbst eine Versammlung wird vom *manako* bestimmt: idealerweise sollen alle, die zuhören, im weiteren Verlauf einer Diskussion auch selbst sprechen. *Manako* geschieht zwischen Personen, Familien und Gruppen. Aus diesem Geben, Nehmen und wieder Geben entsteht ein sicheres und den Frieden erhaltendes Geflecht sozialer Bindungen. Ein wesentlicher Teil dessen, wohin die von Jesus aufgenommene Regel führt, wenn eine Gruppe danach lebt, ist bei den Kulina durch den *manako* schon vorgegeben.⁸

Wir haben nun bereits davon gehört, mit wem Jesus lebte und wo er sich bewegte. Lasst uns jetzt sehen, mit welchen Worten er die Menschen lehrte.

Einmal fragte jemand Jesus, welches das wichtigste Gebot wäre, das sich in der Bibel finden lässt.

Jesus antwortete darauf:

⁸ Das Verletzen dieses Prinzips kann allerdings auch einen negativen *manako* in Form von Verweigerung demgegenüber, der sich verweigert, oder Aggression gegenüber einem Aggressiven hervorrufen.

„Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt. Dies ist das höchste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“

Diese Worte stehen in der Bibel, im 22. Kapitel des Matthäus-Evangeliums.

Im 7. Kapitel dieses Evangeliums können wir lesen, wie Jesus etwas sehr ähnliches sagte:

„Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch!“

Anschließend sagte er, dass in diesem Satz alle wichtige Lehre zusammengefasst sei.

Diese Regel ist simpel, aber genial. Sie besagt: Wenn du nicht von den anderen bestohlen werden willst, dann bestiehl auch du deinerseits niemanden. Wenn du willst, dass andere dir ihre Dinge leihen, dann verleihe auch du, was dir gehört. Wenn du willst, dass andere dich in ihrem Kanu mitnehmen, dann gib auch du anderen Mitfahrgelegenheit in deinem Boot. Wenn du nicht willst, dass andere Personen sich zu sehr deinem Ehepartner annähern, dann begehre auch du nicht anderer Leute Ehepartner. Wenn du in den Häusern anderer Gastfreundschaft genießen willst, dann sei auch du gastfreundlich gegenüber Besuchern.

So ließen sich noch viele weitere Beispiele finden.

Das, was Jesus als eine Kernregel für das Zusammenleben ansieht, ist also nichts, was das Leben der einfachen Menschen erschweren würde. Im Gegenteil, wo sie dieser Regel folgen, kommt allen mehr Freude und Lebensqualität zuteil. Auch das Leben der Kulina würde durch diese Regel nicht an Qualität verlieren, noch stellt sie die Lehren der Alten in Frage, sondern bestätigt sie vielmehr. (...)

Für Jesus ist es also wichtig, dass die Menschen untereinander wie auch mit Gott in gutem Miteinander leben.

So sagt Jesus mit seinen Geboten auch nicht, dass Menschen wie die Kulina sich den „Weißen“ anpassen sollten. Viele katholische und evangelische Nicht-Indigene meinen, die Indios müssten ihre eigene Lebensweise mit ihren Werten und Überlieferungen aufgeben. Das ist jedoch nicht Jesu Reden. Er will nicht Kulturen zerstören, sondern will, dass das Leben der Indigenen im Rahmen ihrer Überlieferung Verbesserung erfahre.

Der nordamerikanische Indigene Tink Tinker schreibt in diesem Zusammenhang,⁹ dass die Nicht-Indigenen in der Mehrheit individualistisch seien. Jeder und jede denke zuallererst an sich selbst. Tink Tinker erinnert, dass dies nichts mit Jesus zu tun hat, viele Missionare beriefen sich jedoch auf ihn, um auch die Indigenen zu Individualisten zu machen. Vielerorts riefen die Prediger zu einer individuellen religiösen Umorientierung auf, wenn nötig auch entgegen der Meinung der Verwandten und indigenen Gemeinschaft. Die besondere Stärke aller indigenen Kulturen sei aber gerade der Zusammenhalt der Gemeinschaft. Wenn die Indios sich nun auf jene vom westlichen Individualismus geprägten Missionare einließen, verlören die Indigenen ihren Zusammenhalt und damit auch ihre Stärke. (...)

Es folgt ein Abschnitt zu Tod und Auferstehung, in dem ein Teil der entsprechenden neutestamentlichen Überlieferung und Mythen der Kulina miteinander verglichen werden.

Wir haben bereits gehört, wie und mit wem Jesus lebte und was er lehrte.

In der Bibel ist auch viel die Rede vom Tod Jesu am Kreuz. Deshalb lasst uns jetzt Worte hören von Jesu Tod am Kreuz und seiner Auferstehung.

Wir haben zuvor erfahren, dass Jesus sich viel unter den Geringgeachteten aufhielt und sie lehrte, damit ihr Leben zu einem besseren würde.

Doch darüber hinaus teilte Jesus auch das Leiden der einfachen Menschen. Schon zur Welt kam er unter entwürdigenden Bedingungen, in einer Unterbringung für Tiere. Er wuchs inmitten des schlichten Volkes auf. Als er begann, durchs Land zu ziehen und zu predigen, wanderte er zu Fuß, und manchmal litt er auch Hunger. Weil er ermutigende und stärkende Worte zu den wenig geachteten Bevölkerungsgruppen sprach, begannen die religiösen wie die politischen Führer jener Zeit, es auf ihn abzusehen. Sie wollten, dass er stürbe. So erging es ihm, wie es vielen einfachen Menschen erging, wenn sie den Zorn der Machthabenden auf sich zogen. Jesus rettete sich nicht hinweg. Er ertrug Verleumdung und Folter, und schließlich starb er gleich einem Kriminellen, angenagelt an ein Holzkreuz. Dies alles, ohne auch nur eine kriminelle Handlung begangen zu haben, sondern lediglich, weil er durch sein Reden zum einfachen Volk den Zorn der Machthabenden auf sich gezogen hatte. So, wie die Armen viele Ungerechtigkeiten zu ertragen hatten, ertrug sie auch er. Obgleich er Gottes Kind war, wollte er ganz das Leben der einfachen Leute teilen, und so ertrug er auch all ihr Leiden.

Ein wichtiger biblischer Text über Jesu Tod steht im Teil der Bibel, der bekannt ist unter dem Namen „Brief an die Philipper“, im 2. Kapitel. Dort heißt es u. a.:

„Ein jeder sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was dem andern dient.

Seid so unter euch gesinnt, wie es auch der Gemeinschaft in Christus entspricht:

⁹ A.a.O.

Er, der in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward den Menschen gleich und der Erscheinung nach als Mensch erkannt.

Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz.

Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist.“

Es war also nicht aus Schwäche und Versagen, dass Jesus starb, sondern aufgrund besonderer Stärke, dass er die Solidarität mit den Geringgeachteten bis zur letzten Konsequenz verwirklichte. Als Bruder der einfachen Menschen entfloh er dem Leiden nicht, sondern überwand es.

So starb er, doch Gott ließ ihn erneut mit Leib und Seele leben, ohne jedoch, dass er noch für die Machthabenden verwundbar gewesen wäre.

All dies soll den Geringgeachteten Mut schenken nicht aufzugeben, denn sie sehen, dass Jesu Stärke über die der menschlichen Machthabenden hinausgeht.

Die Kulina erzählen eine alte Geschichte, die in ähnlicher Form auch viele andere indigene Völker bis hin nach Nordamerika kennen. Es ist die Geschichte der Frau, aus der ein Feld hervorgegangen ist.¹⁰ Wir können Jesus und diese Frau miteinander vergleichen. Sie wollte sterben, um das Leben ihrer Familie und ihres Volkes zu verbessern. Zuvor hatten die Kulina nur zu essen, was der Wald hergab. Mit dem Tod der Frau entstand für die Kulina das erste Feld. Wenige Tage später erschien die Frau wieder und war lebendig.

Der Tod Jesu brachte nicht ein Feld, sondern Ermutigung und Standfestigkeit für das einfache Volk, auf dass auch sie zueinander stünden und es ihnen nicht an Mut fehlte, dem zu begegnen, was ihre Verbundenheit zu zerstören droht, wie Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Ausbeutung und Egoismus.

Als die Kulina des Dorfes Macapá über Tod und Auferstehung Jesu sprachen, erinnerten sie sich an weitere Mythen, die von Tod und Auferstehung erzählen. Daraufhin erarbeiteten sie folgenden Text:

Unter den Geschichten, die uns die Alten überliefert haben, gibt es einige, die von Tod und Auferstehung erzählen, und die so auch an die Erzählung von der Auferstehung Jesu erinnern.

In einer dieser Geschichten spricht eine Frau zu ihrem Mann: „Komm schon, schieß deinen Pfeil auf mich!“ Am folgenden Tag befand sich ein Feld an dem Ort, mit vielen guten Feldfrüchten, die die Kulina ein besseres Leben haben ließen. Nach wenigen Tagen war die Frau aus dem Tod zurück.

Wir haben eine andere Geschichte, in der sagt ein Junge zu seiner Mutter: „Begrab’ mich!“, und nachdem sie ihn begraben hatte, entstand dort ein Feld mit so viel Essen, dass die Kulina nicht mehr Hunger leiden mussten. (...)

Auch Jesus wurde getötet, aber nach drei Tagen lebte er von neuem. Seitdem können die gering geachteten Menschen, wenn sie bedrückt sind, sich gegenseitig ermuntern: „Hab’ keine Angst, wir werden nicht aufgeben, sondern erhobenen Blickes gehen“.

Mehrere Seminarteilnehmer fanden den für sie ganz neuen Vorschlag sehr anregend, ihre Auferstehungserzählungen mit der biblischen Tradition in Beziehung zu setzen. Es beeinflusste wechselseitig ihre Interpretation: zum einen kamen sie auf diese Weise sehr unmittelbar zum Verständnis des Todes Jesu als Opfer für die, die er liebte. Zum anderen wurden sie besonders aufmerksam dafür, dass ihre Mythen, außer, dass sie die traditionelle Kulina-Sichtweise der Feldfrüchte als ein durch Opfertod hervorgerufenes Wunder (und nicht vorrangig als Resultat menschlicher Arbeit) wieder spiegeln, auch eine Mut machende Seite haben, indem sie an das besondere Potential erinnern, dass im ganzen Einsatz für die Gemeinschaft liegt.

Am Ende des gesamten Textes steht eine Art Schlussfolgerung, welche die Teilnehmer eines der Seminare gemeinsam erarbeitet haben. Einem Außenstehenden mag dieser kleine Text simpel erscheinen. Er ist aber

¹⁰ Hier der Mythos, wie ihn die Kulina erzählen: Es war vor langer Zeit, als eine Kulina-Frau zu ihrem Mann sagte: „Komm, wir haben gar kein Fleisch mehr! Lass uns zwei jagen gehen!“ Und so gingen die beiden. Auf einer Anhöhe angekommen, meinte die Frau: „Schau nur, was für ein herrlicher Ort für ein Feld!“ Während sie sprach, schärfte ihr Mann die Spitze seines Pfeils. Sie sagte weiter: „Das ist eine gute Pfeilspitze. Los, schieß auf mich! Ich werde mich in Zuckerrohr, Kochbananen, Baumwolle, Papaya und Süßkartoffeln verwandeln. Los, mach schon! Es wird ein großes Feld geben.“ – „Aber ich liebe Dich! Wenn ich auf Dich schieße und Du stirbst, wirst Du niemals mehr zurückkehren!“ antwortete er erschrocken. Doch sie beharrte: „Ich werde von neuem leben! Jetzt werde ich sterben, aber wenn die Sonne untergeht, werden hier große, reife Kochbananen sein, und morgen wird mein Sohn sie essen.“ Und so geschah es, dass der Mann seinen Pfeil losschnellen ließ: die Frau schrie laut auf und fiel tot zu Boden. Da weinte der Mann lange. Immer noch weinend ging er schließlich wieder nach Haus, wobei er seinen Sohn den ganzen Weg auf seinen Armen trug. Als er am Morgen des folgenden Tages wieder zur Anhöhe im Wald ging, wo er seine Frau getötet hatte, fand er dort ein Feld mit Kochbananen und vielen anderen reifen Früchten vor. Er nahm sich von ihnen, schnitt sich Zuckerrohr und ging zurück ins Dorf. „Dort gibt es jede Art von Speise“, sagte er den anderen Bewohnern seines Dorfes. Da gingen alle zum von jener Frau kultivierten Stück Land. (...) Nach fünf Tagen kehrte die Ehefrau zurück. Als ihr Mann gemeinsam mit ihrem Sohn zum Feld ging um dort Zuckerrohr zu essen, da war sie dort und sang. „Sei gegrüßt!“ sagte sie freudig. „Ich bin zu diesem Ort zurückgekehrt, an dem Du mich getötet hast. Lass uns von neuem gemeinsam essen!“ (...)

insofern etwas besonderes, dass die Kulina darin umkehren, was allgemeine Überzeugung der meisten Nicht-Indigenen war und ist und als solche auch immer von den Kulina übernommen worden war, dass nämlich von der Jesus-Überlieferung allein die Nicht-Indigenen, nicht aber die Kulina etwas verstünden. Die Aussage und Haltung, die hinter diesem kleinen Text steht, verstehen wir als Zeichen, dass **nun seitens der Kulina ein Fundament geschaffen ist, auf dem interreligiöser Dialog stattfinden kann. Sie haben die Jesus-Tradition wahrgenommen als offen und einladend zum Gespräch mit ihnen. Ebenso hat der Vergleich dieser Tradition und ihrer eigenen sie ermutigt, sich selbstbewusst als Kulina auf einen Dialog einzulassen.** Sie entdeckten im vermeintlich übermächtigen und unnahbaren Sohn eines Herrscher-Gottes einen in Ohnmacht Mächtigen, der auf Menschengruppen, wie sie es sind, zuing, sie ernst nahm und herausforderte, ohne zu unterwerfen. In der zentralen Figur der religiösen Tradition der vor- und beherrschenden Kultur sind sie auf ein doppeltes Dialogpotential gestoßen: von dort aus sind sowohl sie hinterfragt, sich der an ihnen geschehenden Geringschätzung und Missachtung nicht zu ergeben, wie auch die Menschen der dominanten Kultur hinterfragt sind in ihrer andere teilweise missachtenden Lebensanschauung und -praxis.

Jesus lebte inmitten der Armen und Geringgeachteten, er lehrte sie, um ihr Miteinander und damit auch ihre Standfestigkeit zu stärken. Jesus teilte mit ihnen ihr Leben bis hin zum Tod. Er starb, aber lebte neu. Das schenkte den einfachen Menschen Mut, trotz aller Ungerechtigkeit und Missachtung der besser gestellten Leute gegen sie nicht den Willen aufzugeben, ein gutes Leben zu leben.

Leider ist diese „Gute Nachricht“ von manchen nicht indigenen Verkündigern modifiziert worden. Statt die Indigenen zu stärken, bestärken sie mit ihrer Art, von Jesus zu den Indios zu reden, hauptsächlich die Nicht-Indigenen. Die Predigten vieler Pastoren und Missionare führen nicht zu einem stärkeren Miteinander in den indigenen Gemeinschaften, sondern zu deren Aufspaltung. Diese Prediger fragen nicht danach, ob Tradition und Lehre der indigenen Kultur vielleicht wertschätzen, was auch Jesus wertschätzte. Stattdessen fordern sie die Indigenen dazu auf, Zentrales ihrer Überlieferung, wie etwa religiöse Riten und Feste, aufzugeben und sich in ihrer Lebensweise der der weißen Missionare und Pastoren anzugleichen. Ihr Reden ist nicht wie das Reden Jesu. Jesus wollte, dass die Geringgeachteten ein besseres Leben hätten, in Geschwisterlichkeit und Gerechtigkeit. Die Themen jener Prediger jedoch sind andere. Ihr Reden kreist immer wieder darum, dass, wenn die Kulina sterben, ihre Seelen in den Himmel kämen. Gegen weiße Eindringlinge in indigenem Land oder gegen die Leute, die die Indigenen fortwährend betrügen, sagen sie jedoch nichts.

Doch Jesus und Gott sind nicht nur um das Leben nach dem Tode besorgt, sondern bereits um das Leben hier auf dieser Erde. (...)

Wir haben von Jesu Leben, Tod und Auferstehung gehört, wie auch von seinen Lehren. Und dabei haben wir gesehen, dass wir, wenn wir seinen Lehren zustimmen können, deshalb nicht unser Leben als Kulina aufgeben müssen. Es besteht kein Grund, den Dorfplatz als Ort religiöser Riten und als Versammlungsort ablehnen und stattdessen eine Kirche konstruieren zu wollen. Es besteht auch kein Grund, die alten Gesänge unterlassen und an ihrer statt die Gesangsbuchlieder einer nicht indigenen Kirche singen zu wollen. Ebenso wenig brauchen wir das Pastoren-Amt noch Patrone; wir haben bereits Schamanen und Dorfvorsteher.

Nicht, indem wir unsere traditionellen Werte aufgäben, nähern wir uns mehr Jesus an, im Gegenteil: wenn wir beginnen, so wie die Mehrheit der Weißen leben zu wollen, distanziert sich unser Leben zunehmend von Jesu Worten. Denn wo wir so leben wie die meisten der Nicht-Indigenen, nehmen wir das Miteinander zunehmend weniger wichtig, werden individualistisch und entscheiden immer mehr jeder und jede für sich allein. Je mehr wir uns von den Lehren der Alten entfernen, desto mehr entfernen wir uns auch von Jesu Lehren.

Will also ein Kulina Jesu Aufforderung zu einem Leben in gutem Miteinander ernst nehmen, macht es keinen Sinn, sich den Weißen anpassen zu wollen, die im Wesentlichen nach dem Prinzip handeln, dass ein jeder für sich selber sorgen müsse. Das gemeinschaftliche Zusammenleben der Kulina hat immer ein gutes Leben für alle sichergestellt, denn niemand musste Hunger oder Not leiden. Die egoistische Lebensweise vieler Weißen garantiert hingegen lediglich wenigen Familien ein gutes Leben, während die meisten anderen schlecht leben oder gar Not leiden.

Die Nicht-Indigenen rufen in ihrem Sprechen fortwährend die Namen Gottes und Jesu an, aber deren Lehre stehen viele von ihnen sehr fern. Die Kulina hingegen sprechen sehr wenig von Jesus oder Gott, aber sie sind einigen Teilen von deren Lehre sehr nahe. (...)

Als wir im Dorf Iari ein Seminar zu diesen Themen durchführten, beendeten die Kulina des Dorfes das Seminar mit der gemeinsamen Formulierung des folgenden Textes:

Damit die Nicht-Indigenen mehr von Jesu Reden begreifen, können auch wir ihnen helfen. Denn in ferner Vergangenheit hatten unsere Vorfahren zwar noch nichts von Jesus gehört, lebten aber in Einklang mit manchen seiner Lehren, etwa wenn sie, ihrer Gewohnheit nach, ihre Nahrung mit den anderen des Dorfes teilten, ohne dafür etwas im Tausch zu wollen. Genau so also, wie Jesus es schon zuvor gelehrt hatte, dass man in Gemeinschaft leben solle.

Oft hören wir die Nicht-Indigenen reden: „Die Kulina haben keine Ahnung von Jesu Lehren“, doch sind sie selbst es, die im Gegensatz zu dem leben, was Jesus gesagt hat.